

Ueber die

Glaubwürdigkeit des Alten Testaments.

An die Gebildeten unter seinen Verächtern.

Von

Pastor Dr. v. Busch.

(Separatabdruck aus den „Mittheilungen u. Nachrichten etc.“, Januar-Heft 1885.)

Gran.

Riga.

Druck von W. F. Häcker.

1885.

E. A. A-17870

41859

Ueber die Glaubwürdigkeit des alten Testaments.

An die Gebildeten unter seinen Verächtern.

Von Pastor Fr. v. Busch.

Lacinius sagt in seiner Germania (34): „Sanctius ac reverentius, de actis deorum credere, quam scire.“ Er hat damit anerkannt, daß dem Wissen bestimmte Grenzen gezogen sind, daß der Glaube es mit höheren, das Wissen dagegen mit geringeren Dingen zu thun hat. Ebenso ist es das Verdienst einer vorurtheilslosen Philosophie, zugegeben zu haben, daß die wirkliche, uns bekannte Welt in ihren letzten allgemeinen Beschaffenheiten für unsere Vernunft ein undurchdringliches Räthsel ist, und daß andererseits die Möglichkeit eines directen Eingreifens der Gottheit oder einer Offenbarung weder als schlechthin undenkbar, noch als unstatthaft durch die Vernunft abgewiesen werden kann; daß zwar der Begriff eines göttlichen Wunders und einer Offenbarung sich durch sich selbst einer jeden Erklärung und Auslegung durch die menschliche Wissenschaft oder Vernunft entzieht, daß aber der Inhalt des Christenthums als solcher nichts enthält, was dem allgemeinen Gesetze und Principe der Vernunft widerspricht, ja daß sogar eine Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft nicht einmal denkbar ist*). Kann demnach die Möglichkeit einer Offenbarung nicht bestritten werden, so steht uns als Christen auch die Wirklichkeit einer solchen unzweifelhaft fest. Gott hat sich uns offenbart in Christo, seinem eingeborenen Sohne. Man hat dagegen den Einwand erhoben, daß die Menschwerdung Gottes auf Erden im Widerspruch stehe mit der Unermeßlichkeit des Weltalls, und daß das Christenthum mit dem kopernikanischen System unvereinbar sei.

*) Vgl. E. Hermann, Geschichte der Philosophie. Leipzig 1867, S. 538 ff.

Aber dieser Einwand wäre nur dann von Bedeutung, wenn wir Gewißheit darüber hätten, daß auch auf andern Himmelskörpern vernunftbegabte und erlösungsbedürftige Wesen wie wir lebten, mit deren Uebergehung Gott angeblich gerade nur die Erde zum Schauplatz seiner erlösenden Thätigkeit sich ausersehen hätte. Aber wir wissen ja gar nichts darüber, ob die andern Himmelskörper und von wem sie bewohnt sind. C. E. Luthardt hat in seinen apologetischen Vorträgen über die „Grundwahrheiten des Christenthums“*) gegen jenen Einwand geltend gemacht, daß die Quantität nicht der Maßstab ist für die Qualität. Der kleinste Organismus steht höher, als die größte unorganische Masse, und der Geist ist mehr werth, als die ganze Materie.

Die Quantität des Raumes ist absolut gleichgültig für die Offenbarungen des Geistes. „Wie viel Quadratmeilen müßte wohl ein Planet haben, um einer Menschwerdung des Ewigen den gehörigen Anstand zu verleihen?“

Auch A. v. Humboldt sprach seinen Tadel aus über „jenes unfruchtbare Erstaunen über Zahl- und Raumgrößen ohne Beziehung auf das geistige Leben des Menschen“**). Und Schiller ruft den Naturforschern zu:

Schwäget mir nicht so viel von Nebelflecken und Sonnen!
Ist die Natur nur groß, weil sie zu zählen euch giebt?
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume,
Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht.

Was ist klein und was ist groß vor Gott? Die Erde ist das durch die Menschwerdung Gottes bevorzugte Bethlehem unter den Himmelskörpern. Während der Unglaube seinen Standpunkt außerhalb der Erde nehmend, von oben herab decretirt, daß die Erde viel zu klein sei, als daß Gott auf ihr hätte Mensch werden können, kam es ernstern Männern der Wissenschaft, wie Kopernikus, Kepler und Newton, nicht in den Sinn (obwohl es gerade ihnen so nah gelegen hätte), eine derartige Behauptung aufzustellen. Denn als gründliche Astronomen und Mathematiker wußten sie genau, daß es unlogisch ist, von zwei ganz incommensurablen Größen, wie Raum und Geist, die eine zum Maßstab der andern zu machen und

*) Gehalten in Leipzig im Winter 1864.

**) Vgl. Kosmos, B. I, S. 156.

anzunehmen, daß die Erde ein viel zu kleines Object der speciellen Fürsorge Gottes sei, weil ihre räumliche Ausdehnung, mit der des Universums verglichen, eine so sehr geringe ist.

Empfänger und Vermittler der ihnen durch Christum zu Theil gewordenen Offenbarung von Gott sind die von Christo selbst dazu erwählten Apostel. Die von einem Apostel oder unter den Auspicien eines solchen von einem Apostelschüler verfaßten Schriften des neuen Testaments bilden demnach die authentische Urkunde der Heilsoffenbarung. Und vom neuen Testament aus fällt ein Lichtstrahl auch auf das alte Testament. Das neue Testament bietet uns den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung des alten. Dieses wird von jenem als Offenbarungsurkunde des alten Bundes bestätigt. Der Apostel Paulus schreibt dem Timotheus (II, 3. 15 f.), daß „alle Schrift (gemeint ist das alte Testament) als von Gott gehaucht, d. h. inspirirt, nützlich ist zur Lehre, zur Widerlegung, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit.“ Der hier hervorgehobene Nutzen des alten Testaments beruht also auf dem göttlichen Ursprung desselben. Wenn die neutestamentlichen Schriftsteller das alte Testament citiren, thun sie es häufig mit den Worten: „Gott spricht“ oder „der heil. Geist bezeugt“. Es steht ihnen also fest, daß Gott es ist, der aus den Schriften des alten Testaments redet. Christus sagt Matth. 5, 17: „Meinet nicht, daß ich gekommen sei, das Gesetz oder die Propheten (d. h. die Schriften des alten Testaments) aufzulösen; ich bin nicht gekommen, aufzulösen, sondern zu erfüllen.“ Hier behauptet also Christus, daß das alte Testament in ihm seine Erfüllung finde. Noch deutlicher spricht er diesen Gedanken aus Luc. 24, 44: „Das sind meine Worte, welche ich zu euch sagte, als ich noch bei euch war, denn es muß Alles erfüllt werden, was im Gesetz Moses, in den Propheten und in den Psalmen von mir geschrieben ist.“ Joh. 5, 39 sagt Christus den Juden: „Ihr durchforscht die Schriften (des alten Testaments), da ihr selbst meint, ewiges Leben in ihnen zu haben, und eben die sind es, die von mir zeugen.“ Bei seiner Versuchung kämpft Christus gegen Satan mit Worten der alttestamentlichen Schrift, ja sein letzter Seufzer am Kreuz ist von einem solchen Worte begleitet. Aus alle dem ist klar, daß Christus selbst das alte Testament für die authentische Heilsurkunde angesehen hat*). Das steht also auch für uns

*) Vgl. Zöckler, Handb. der Theol. W. Bd. I, S. 646 f.

unzweifelhaft fest. Und auf unserem Glauben an eine Offenbarung fußt der Glaube an eine unverfälschte Ueberlieferung derselben. Hat Gott das Größere gethan, daß er sich uns offenbarte, so wird er auch das Geringere gethan haben, daß er für die treue Fortpflanzung seiner Offenbarung Sorge trug. Das gilt sowohl von der mündlichen als von der schriftlichen Ueberlieferung, weil sie ja sonst ihres Zweckes verfehlt haben würde*).

Nach der jüdischen Tradition empfing Moses die uralte heilige Ueberlieferung von seinem Vater Amram, dieser von seinem Großvater Levi, dem sie von seinem Vater Jakob übermittelt worden war.

Auf diesen war sie von Schem und Abraham übergegangen, welcher letztere den Noach noch gekannt hatte. Daß aber Noach wirklich ein Zeitgenosse Abrahams gewesen, geht aus der Vergleichung von Gen. 5, 32 und Gen. 11, 10—26 deutlich hervor, insofern er nach Abrahams Geburt noch 58 Jahre lebte**). Noach aber schöpfte die heil. Tradition nahe an ihrer Urquelle, denn er empfing dieselbe von seinem Vater Lamech und seinem Großvater Methuschelach, welche beide den Adam persönlich gekannt hatten. Es ergibt sich nämlich aus Gen. 5, daß Methuschelach 243 Jahre mit Adam zusammen lebte. Eine solche mündliche unverfälschte Fortpflanzung der alten heil. Tradition wurde wesentlich begünstigt durch die ungewöhnlich lange Lebensdauer der vorsündfluthlichen Patriarchen. Die Frage nach der Möglichkeit einer solchen gehört, wie Kurz (in der Gesch. des A. B.) ganz richtig sagt, nicht vor den Richterstuhl der heutigen Physiologie. Es ist nur eine Unbesonnenheit oder unwissenschaftliche Annahme, wenn der Physiologe hier von Unmöglichkeit spricht. Beispiele von 150- bis 200jährigem Lebensalter finden sich bis in die Gegenwart hinein. Will die Physiologie dies auch leugnen? Kann aber unter besonders günstigen Umständen sich das menschliche Lebensalter noch heute auf das dreifache des von ihr festgesetzten Normalmaßes erheben, warum sollte es nicht unter noch günstigeren Umständen sich auf das Zehnfache haben erheben können? Was auch im Namen einer falsch berühmten Wissenschaft gegen die Authenticität des alten Testaments vorgebracht worden sein mag, kann unser Urtheil

*) Vgl. Auberlen, die göttl. Offenb. Bd. 1, S. 120.

**) Vgl. Ueber die Tradition. Münster 1834, S. 142.

über dieselbe nicht beeinflussen, und ist für uns ebenso werthlos, wie wenn ein Quintaner schwierige astronomische Berechnungen für unsinnig erklären und umstoßen wollte. Die innere psychologische Wahrheit des alten Testaments (ebenso wie diejenige des neuen Testaments), die in unserem Herzen einen Widerhall findet und zu deren Gunsten unser Gewissen Zeugniß ablegt, bürgt uns auch für seine historische Treue und Wahrhaftigkeit. Unsere Ueberzeugung davon hängt nicht an äußeren Beweisen und bedarf derselben nicht. Aber solche Beweise dienen dazu, den Gegnern unseres Glaubens die Maske abzureißen und ihnen den Vorwand abzuschneiden, als kämpften sie im Namen der Vernunft und Wissenschaft gegen die Bibel, damit es immer offenkundiger werde, daß sie aus ganz andern Gründen, die weder vernünftig noch wissenschaftlich sind, die Bibel angreifen.

In noch höherem Grade, als das neue, gilt bei Vielen das alte Testament für ein Fabelbuch, auf das sie mit geringschätzigem Achselzucken herabzusehen gewöhnt sind. Man ist so weit gegangen, die fünf Bücher Moses und die homerischen Gesänge als Sammlungen von Mythen auf eine Stufe zu stellen. Dem gegenüber hat Auberlen*) darauf hingewiesen, daß eine spätere Literaturepoche der alten Griechen über die ältere mythenbildende Periode das Urtheil gefällt hat, daß ihre Erzeugnisse der Götter unwürdige Erfindungen und Lügen seien. Xenophanes klagt den Homer und Hesiod deshalb an, weil sie den Göttern Alles, was irgend unter den Menschen für schmachvoll gilt, Diebstahl, Ehebruch und Lüge, zugeschrieben hätten. Heraklitos erklärte, daß Homer und Archilochus verdienten, aus öffentlichen Versammlungen verstoßen und gestäupft zu werden. Plato bestand darauf, daß die homerischen Gedichte aus seinem Staate verbannt werden müßten. Euripides leugnet die Wahrheit der alten Mythen, weil sie von den Göttern mit der göttlichen Natur Unverträgliches berichten: „Es sind dies der Sänger elende Fabeln“**).

Zwischen der ersten und zweiten Literaturepoche der Israeliten findet ein solches Verhältniß keineswegs statt. Im Gegentheil, die

*) A. a. O. S. 91.

**) Vgl. M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, II. Serie, S. 419—424.

Dichter und Seher der späteren Zeit halten fest an der Geschichtlichkeit des Inhalts der 5 Bücher Moses und urtheilen über diesen Mann Gottes ganz anders, als z. B. Plato über Homer. Plato nahm aus Gründen der Sittlichkeit an den homerischen Gefängen Anstoß, während umgekehrt bei den modernen Bibelfritikern eine Abschwächung der sittlichen Grundbegriffe stattfindet.

Man hat vom geologischen Standpunkte dagegen protestirt, daß die Welt, die wir bewohnen, in 6 Tagen erschaffen worden sei. In so kurzer Zeit sei das ganz unmöglich gewesen, und es habe viel längerer Zeitabschnitte dazu bedurft. In sehr entgegenkommender Weise haben auch gläubige Theologen zugegeben, daß unter den sechs Schöpfungstagen sehr wohl längere Perioden verstanden werden könnten. Wenn es z. B. heiße: „Und es ward Abend und es ward Morgen — ein Tag“, so schaue der Berichterstatter auf das je vollendete Tagewerk der Schöpfung zurück und vergleiche den Anfang desselben in seiner Unvollendetheit und Gährung der Elemente mit der Dunkelheit des Abends, das Ende des Tages dagegen in der von Gott vollendeten relativen Vollkommenheit des Geschaffenen mit dem lichten Morgen. Und wenn Moses sagt: „Gott nannte das Licht Tag“, so bedeute hier der Ausdruck „Tag“ offenbar etwas anderes, als einen Sonnentag, da ja die Sonne noch gar nicht erschaffen war. Wo dem Berichterstatter der neue Gottesgedanke klar entgegentrete, da werde es ihm Tag, da mache er einen Abschnitt in der Welterschöpfung. Man könne also das Wort „Tag“ nur im uneigentlichen Sinne fassen, es bedeute eine „Periode“*). Daß wenigstens die ersten drei Schöpfungstage nicht als gewöhnliche astronomische Tage zu denken sind, hat schon Augustinus erkannt. Er sagt darüber: „Welcher Art diese Tage seien, ist für uns sehr schwer, ja unmöglich, zu denken; noch schwerer aber zu sagen. Wir sehen nämlich, daß die uns bekannten Tage einen Abend haben nur durch den Untergang, einen Morgen aber nur durch den Aufgang der Sonne; dagegen verliefen die ersten drei von jenen Tagen ohne Sonne, deren Erschaffung erst am vierten Tage berichtet wird. Und zwar wird zuerst die Erschaffung des Lichts durch das Wort Gottes berichtet und dann, daß Gott das Licht von der Finsterniß geschieden und das Licht „Tag“ und die Finsterniß „Nacht“

*) Vgl. Eram, Moses und die Materialisten. S. 16 u. 17,

genannt habe. Welche Beschaffenheit aber jenes Licht gehabt, durch welche abwechselnde Bewegung es Abend und Morgen hervorgebracht habe, und wie die letzteren beschaffen gewesen, das bleibt unseren Sinnen entrückt und kann so, wie es ist, von uns nicht begriffen werden“*). Es wäre ja wohl möglich, daß der Eintheilung der Schöpfungszeit in besondere Abschnitte ein anderes Princip, als das der Erdrotation zu Grunde gelegen habe; aber man beobachte die größte Vorsicht bei solchen Zugeständnissen an die geologische Forschung, deren Resultate gar schwankend und unsicher sind. Das haben die ehrlicheren unter den Naturforschern selbst eingestanden. So sagt z. B. Burmeister (in seiner „Geschichte der Schöpfung“): „Solche Darstellungen, denen wir den Namen Hypothesen beilegen, werden in unserer Schöpfungsgeschichte immer eine große Rolle spielen müssen, und auf ihrem Gebiete, auf dem der Wahrscheinlichkeit, werden wir uns um so mehr befinden, je ferner der Zeitpunkt, den wir betrachten, der Gegenwart liegt Alles, was über diesen geschichtlichen Zeitpunkt hinausreicht, beruht auf Hypothesen, Muthmaßungen und Theorien, deren Begründung durch factische Thatsachen kaum möglich ist“ (vgl. Hettinger, Dogmen des Christenthums, Bd. I, S. 198). Die Frage nach der Dauer der Schöpfungstage berührt ein Gebiet, wo unser Wissen ein Ende hat, und wo das Reich des Glaubens beginnt.

„Durch den Glauben merken wir, daß die Welten durch Gottes Wort zugerichtet sind, daß also, was gesehen werden kann, doch nicht entstanden ist aus Sichtbarem“**). Wenn irgendwo, so gilt hier das oben angeführte Wort des Tacitus, daß es in göttlichen Dingen heiliger und ehrwürdiger sei, zu glauben, als zu wissen. Eine vorurtheilsfreie Naturforschung weiß sich auch keineswegs im Gegensatz zum

*) (De civitate Dei, lib. XI, cap. VI et VII) „Qui dies ejusmodi sint, aut perdifficile nobis, aut etiam impossibile est cogitare, quanto magis dicere. Videmus quippe ipsos dies notos non habere vesperam nisi de solis occasu, nec mane nisi de solis exortu: illorum autem priores tres dies sine sole peracti sunt, qui quarto die factus refertur. Et primitus quidem lux verbo Dei facta, atque inter ipsam et tenebras Deus separasse narratur, et eandem lucem vocasse diem, tenebras autem noctem; sed qualis illa sit lux, et quo alternante motu, qualemque vesperam et mane fecerit, remotum est a sensibus nostris, nec ita ut est intelligi a nobis potest etc.“

**) Febr. 11, 3.

biblischen Schöpfungsbericht. Zum Beweise dafür diene folgender Ausspruch Cuvier's: „Moses hat uns eine Kosmogonie hinterlassen, deren Richtigkeit sich täglich wunderbar bestätigt. Die neuesten geologischen Beobachtungen stimmen über die Ordnung, in der alle organisch gebildeten Wesen nach und nach erschaffen sind, vollkommen mit der Genesis überein“ *).

Gleich dem Heraemeron hat man auch die Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Paare bestritten. Es sei doch ganz unmöglich, daß weiße, schwarze, kupferbraune und olivenfarbige Menschen alle von Adam und Eva herkämen; und welche Gesichtsfarbe die letzteren wohl gehabt haben müßten? Dem Christenthume wäre in der That ein schwerer Schlag zugefügt worden, wenn die Einheit des Menschengeschlechts siegreich bekämpft worden wäre, denn unsere Dogmen von der Erbsünde und Erlösung gründen sich darauf, „daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen“ (Apg. 17, 26). Gegen die Abstammung des Menschengeschlechts von Einem Elternpaare hat Vogt (in seinem berühmten Buche: „Köhlerglaube und Wissenschaft“) auf die vermeintliche Unmöglichkeit hingewiesen, daß die Menschen in diesem Falle sich so schnell vermehren und nach entfernteren Inseln gelangen konnten. Auf den ersten dieser beiden Einwände hat R. Thum (in seiner Schrift: „L. Vogt's Köhlerglaube und Wissenschaft in seinem eigenen Lichte“) Folgendes erwidert: „Es ist dies die Stelle, wo Vogt zu seiner Erklärung, daß er kein Mathematiker ist, den Beweis beibringt. Denn hätte er nur eine dunkle Idee von einer geometrischen Progression aus seinen Schuljahren her sich bewahrt, so würde er diesen Satz nicht haben schreiben können.“ Thum berechnet, daß nach 425 Jahren 800 Millionen Menschen da sein könnten. Eine von schiffbrüchigen Engländern im Jahre 1589 besetzte Insel hatte nach 80 Jahren von nur vier Müttern eine Bevölkerung von zwölftausend Menschen. Ebenso nichtig ist der andere Einwand Vogt's von der Unmöglichkeit, nach entfernteren Inseln zu gelangen.

Hettinger hat darauf hingewiesen, daß die Schwierigkeit der Wanderung von einem Punkte der Erde zum andern nirgends größer ist, als bei den Südseeinseln. Und doch ist diese Schwierigkeit gerade

*) Vgl. Hettinger, die Dogmen des Christenthums, I. Abth., S. 191.

hier thatsächlich überwunden worden. Zum Beweise dafür dient die Uebereinstimmung in Sprache, Sitte, Sage und Religion bei den Völkern der Südsee. Zu Gunsten der Abstammung aller Menschen von Einem Paare spricht auch der Umstand, daß alle Kinder im Mutterleibe und unmittelbar nach der Geburt eine rothe Hautfarbe haben, wie sie im reifen Alter bei keinem Volk sich findet. Erst allmählich färbt sich das Kind des Negers schwarz, des Europäers weiß, des Mongolen gelblich*). Nach Abwägung aller Gründe dafür und dawider hat sich A. v. Humboldt entschieden für die Einheit des Menschengeschlechts erklärt**). Bemerkenswerth ist auch, was dieser Gelehrte über die ethische Bedeutung des in Rede stehenden christlichen Dogmas sagt. Es heißt im zweiten Bande seines Kosmos***): „Außere Mittel des Zwanges, kunstreiche Staatsverfassungen, eine lange Gewohnheit der Knechtschaft konnten freilich einigen; aber das Gefühl von der Gemeinschaft und Einheit des ganzen Menschengeschlechts, von der gleichen Berechtigung aller Theile desselben hat einen edleren Ursprung. Es ist in den innern Antrieben des Gemüths und religiöser Ueberzeugungen gegründet. Das Christenthum hat hauptsächlich dazu beigetragen, den Begriff der Einheit des Menschengeschlechts hervorzurufen; es hat dadurch auf die „Vermenschlichung“ der Völker in ihren Sitten und Einrichtungen wohlthätig gewirkt.“ — Einen Beweis dafür, wie schwankend und unsicher die Resultate der modernen Naturforschung und welchem Wechsel die Ansichten ihrer Vertreter oft unterworfen sind, liefern die Urtheile der Geologen über die Sündfluth. Während noch vor wenigen Jahren für ausgemacht galt, die große Fluth habe vor dem Dasein der Menschen stattgefunden und habe mit derjenigen, von welcher die Ueberlieferungen der Völker und die heilige Schrift berichten, nichts gemein, so glaubt man sich jetzt durch die Funde in den Riesbetten von Abbeville oder durch die Knochenfunde bei Aurignac genöthigt, zur Zeit jener Fluth Menschen auf Erden anzunehmen†). Die Forschungen nüchterner und unparteiischer Gelehrten haben bewiesen, daß die Einwürfe gegen die Abstammung

*) Vgl. Pettinger a. a. D., S. 241—246.

**) Vgl. Kosmos, Bd. I, S. 379 u. 385.

***) S. 234 f.

†) Vgl. Beweis des Glaubens, Bd. II, S. 198.

aller Menschenrassen von einem Elternpaare und gegen die Sündfluth auf Mangel an gründlicher Untersuchung beruhen. Gleich der Sündfluth hat man auch den Thurmbau zu Babel und die babylonische Sprachverwirrung in das Gebiet der Fabel verweisen wollen. Da fand im Jahre 1854 der englische Obrist Rawlinson auf den Trümmern am Euphrat, wo einst das alte Babylon gestanden, zwei cylinderförmige, mit Keilschrift bedeckte Steine. Sie rühren aus dem Anfange des sechsten Jahrhunderts vor Christi Geburt von Nebukadnezar her. Später hat Oppert aus Hamburg, welcher im Auftrage der französischen Regierung jene Trümmer untersuchte, die auf den Cylindern befindliche Schrift vollständig entziffert. Eine solche Entzifferung ist mit sehr bedeutenden Schwierigkeiten verknüpft. Man denke sich ein Conglomerat keilförmiger Streifen und Striche, von denen erst bewiesen werden muß, daß es wirklich Inschriften und nicht bloße Arabesken oder phantastische Verzierungen seien. Dann ist ausfindig zu machen, ob diese magischen Charaktere in horizontaler oder perpendicularer Richtung, von der Rechten zur Linken, oder von der Linken zur Rechten zu lesen seien, in welcher Sprache sie abgefaßt wären, welchem Zeitraum der Geschichte sie angehörten, und ob das in ihnen gebrauchte Alphabet phonetisch, syllabisch oder ideographisch sei*).

Die von Oppert entzifferte Schrift lautet so: „Nebukadnezur (die ursprüngliche Form des Namens Nebukadnezar), König von Babylon, der Diener des ewigen Wesens, der Zeuge der Unveränderlichkeit des Merodach (eines heidnischen Gottes), der höchste Herrscher, der den Nebo erhebt, der Erlöser, welcher der Unterweisung des höchsten Gottes sein Ohr leiht, der Vertreter der Götter, der seine Macht nicht mißbraucht, der Wiederhersteller der Pyramide und des Thurmes, der älteste Sohn Nabopolassars, des Königs von Babel, ich — wir sagen: Merodach, der große Herr selbst, hat mich gezeugt, er hat mir befohlen, seine Heiligthümer herzustellen. Nebo (auch eine heidnische Gottheit), der Wächter über die Legionen des Himmels und der Erde, hat meiner Hand den Scepter der Gerechtigkeit übertragen. Die Pyramide ist der Tempel des Himmels und der Erde, der Sitz des Herrn der Götter, des Merodach; die Stätte der Drakel, die Stätte der Ruhe seiner Herrschaft habe ich mit glänzendem Golde bedecken lassen.

*) Vgl. Max Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, II, 4 f.

Den Thurm, die ewige Wohnung, habe ich neu gegründet und erbaut, von Silber, Gold, Erzen, Steinen und glasierten Ziegelfteinen, mit Cypressen und Cedern habe ich seine Pracht vollendet. Das Denkmal aus der ältesten Zeit Babylons habe ich hergestellt und vollendet, in Ziegeln und Kupfer habe ich seine Gipfel aufgerichtet. Wir sagen also: Den Tempel der sieben Lichter der Erde, das Denkmal der ältesten Zeit von Borsippa (so hieß ein Theil Babylons), welches ein König der Urzeit erbaute, man zählt 42 Menschenalter; aber er richtete seinen Gipfel nicht auf. Vom Tage der Sündfluth her verließen sie ihn, da sie in Verwirrung ihre Worte hervorbrachten. Erdbeben und Donner hat seinen Mörtel zerbrochen und die gebrannten Steine seiner Hülle zerpalten, und die inwendige Mörtelmasse war in einzelnen Hügeln herausgedrungen. Der große Gott Merodach hat mich angespornt, es zu vollenden. Seine Stätte habe ich nicht verrückt, seinen Eckstein nicht verschoben Wie er in alten Zeiten werden sollte, so habe ich seine Spitze erhoben“

Da weder Herodot, noch irgend ein anderer Profanscribent jener Zeit des Aufenthalts der Kinder Israel in Egypten Erwähnung thut*), so hat man auch diesen Abschnitt aus der Geschichtserzählung des alten Testaments seines historischen Werthes entkleiden wollen. Aber was sollte wohl die alten Egypter dazu veranlaßt haben, Ereignisse, die ihnen keineswegs zum Ruhme gereichten und ihrer National-eitelkeit nichts weniger als schmeichelhaft waren, wie z. B. die Herrschaft Josephs oder Pharaos Untergang im rothen Meer, durch Schrift und Bildwerke zu verewigen? Dafür ist aber ein anderes Ereigniß, welches dem egyptischen Nationalstolz hohe Befriedigung gewährte, nämlich der schwere Druck, unter dem die Kinder Israel in Egypten seufzten, durch historische Denkmäler der Nachwelt überliefert worden. In einem Grabe der alten Königsstadt Theben hat man Gemälde gefunden, auf denen unter Anderem auch die Bereitung von Ziegeln dargestellt ist. Man unterscheidet auf ihnen deutlich die Egypter von asiatischen Sklaven, deren Gesichtsschnitt unverkennbar jüdisches Gepräge trägt. Manche von ihnen tragen Bärte, eine Sitte, die nie den Egyptern, wohl aber den Juden eigenthümlich war. So weit

*) Die Syklos des Manetho bei Josephus kommen hier nicht in Betracht.

man die Inschriften auf demselben hat entziffern können, ist jenes Grab zu den Zeiten Moses erbaut worden. Nach dem Berichte Rosellinis († 1844) werden auf diesen Gemälden die Nichtegypter, die sich durch eine hellere Gesichtsfarbe und jüdische Physiognomien von den Egyptern unterscheiden, von ägyptischen Frohnvögten, die an ihren Stäben und Geißeln erkennbar sind, bei der Ziegelbereitung beaufsichtigt. Auf einigen Bildern sieht man diese asiatischen Sklaven platt auf dem Boden liegend und von den Frohnvögten mit Stockschlägen bearbeitet. Diese Gemälde bilden in der That eine sehr anschauliche Illustration zum ersten Capitel des zweiten Buches Moses. Zu Karnak in Oberegypten sieht man die Ruinen gewaltiger Tempelgebäude, aus mächtigen Säulengängen bestehend, die — aus den Inschriften zu schließen — vor 4000 Jahren erbaut worden sind. Spätere Pharaonen bauten weiter und stellten an den Wänden und Säulen der Tempelhallen in Skulpturen, Gemälden und Hieroglyphen ihre Heldenthaten dar. Die Tempelruinen zu Karnak sind gleichsam die steinernen Jahrbücher der ältesten Geschichte Egyptens. Einen der Vorhöfe dieses Tempels hat der Pharao Sisak erbaut, derselbe, der nach 2 Chron. 12 mit Rehabeam, dem Sohne Salomos, Krieg geführt hat. Auf den Wänden dieses Vorhofs ist Sisak selbst abgebildet, wie er vor einem Gözen steht, der die Gaben des Königs in Empfang nimmt, und nach der Inschrift zu ihm spricht: „Es ist mein Herz voll großer Wonne, indem ich schaue deine Siege.“ Der Göze reicht dem König das Sieges Schwert und führt ihm an einem Stricke 130 Städte zu, die in der Gestalt von asiatischen Gefangenen mit Brustschildern dargestellt sind. Auf diesen Schildern stehen die Namen der Städte. Viele sind unleserlich geworden. Die erhaltenen und bis jetzt entzifferten enthalten eine überraschende Bestätigung des biblischen Berichts, der 2 Chron. 12, 2—9 enthalten ist. Unter den Städtenamen sind noch genau zu erkennen: Bethlehem, Bethzur, Socho, Abullam, Gath, Aboraim und Alalon, lauter Städte des Reiches Juda. Der letzte jener Namen enthält deutlich die Anfangsbuchstaben des Wortes Jerusalem. Bis dahin ist nach dem biblischen Bericht der Heereszug des Sisak gedrungen*).

Die angeführten Beispiele werden genügen, uns davon zu über-

*) Vgl. Vorträge von E. Steffann, S. 43—47.

zeugen, wie unwissenschaftlich es ist, die Berichte des alten Testaments mit den Mythen der alten Griechen auf Eine Stufe zu stellen. Hören wir auch das Zeugniß eines Gelehrten, dessen Urtheil über die in Rede stehende Frage ganz ohne Zweifel ein competentes genannt werden muß. Marcus von Niebuhr sagt: „Ganz allein das alte Testament macht von der patriotischen Unwahrheit eine Ausnahme; nie verhüllt und verschweigt es ein Unglück des Volks, dessen Geschichte in ihm dargestellt ist. Seine Wahrhaftigkeit ist das Höchste in der Geschichtschreibung auch für den, der an keine göttliche Inspiration glaubt. Zugleich aber muß ich für das alte Testament wie die unbedingte Wahrhaftigkeit, so auch die genaueste Richtigkeit unter allen Geschichtsquellen in Anspruch nehmen. Diese Erkenntniß ist in unserer Zeit sichtbar durchgedrungen, und Diejenigen, welche das Wegwerfen der Bücher des alten Bundes noch nicht als Frevel betrachten, verurtheilen es wenigstens als altmodische Geschmacklosigkeit“ *). Wenn demnach die Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit der Bibel über allen Zweifel erhaben ist, so sind wir nicht dazu berechtigt, Ereignisse, die in der Bibel erzählt werden, nur deshalb nicht gelten lassen zu wollen, weil sie uns unbegreiflich erscheinen. Der Zweifel, welcher die Grenzen seiner Berechtigung überschreitet, wird zur Narrheit. Wenn ein glaubwürdiger Zeuge irgend etwas als wirklich geschehen berichtet, so fordert eine solche Thatfache die ihr gebührende Anerkennung. Ein jeder mag sie sich nach dem Grade seiner Bildung und Kenntnisse erklären oder ihre Unerklärlichkeit eingestehen, aber leugnen darf man sie nicht. Gesetze des Geschehens, die ausschließliche Gültigkeit haben und im Widerspruch mit einem sicher beglaubigten Ereigniß stehen, giebt es nicht. Joseph Görres sagt im zweiten Bande seiner christlichen Mystik: „Leugnet mir, was die Bethauerung der Besten und Glaubwürdigsten in allen Zeitaltern wiederholt festgestellt hat, und ich leugne euch die ganze Weltgeschichte bis zum Ende ab, ja selbst, was ihr mit eigenen Augen gesehen zu haben betheuert, gilt mir nichts, weil wer Treue und Glauben an Andern nicht ehrt, gleiche Ehrung auch für sich selber nicht

*) Vgl. Geschichte Assurs und Babels seit Phul aus der Concordanz des alten Testaments, des Berossos, des Kanons der Könige und der griechischen Schriftsteller. Berlin 1857. S. 5. (Bei Auberlen „die göttl. Offenb.)

in Anspruch nehmen kann.“ So spitzt sich die Frage nach der Glaubwürdigkeit der Bibel zu einer ethischen zu. Gewiß ist gar Manches in der Bibel für uns noch ein Räthsel, aber hier gilt es, die Mahnung zu befolgen: „Zieh deine Schuhe aus, denn der Boden, worauf du stehst, ist heiliges Land!“ Eine solche *crux interpretum* ist z. B. die Stelle Josua 10 von der stillestehenden Sonne. Die Auskunft Reil's*), daß jener Tag Josua und dem ganzen Israel nur wunderbar verlängert erschien, scheint unseres Erachtens damit unvereinbar zu sein, daß hier doch offenbar ein objectiver Vorgang berichtet wird. Will man aber annehmen, daß die Sonne wirklich länger, als gewöhnlich am Himmel stehen blieb, so muß die Achsendrehung der Erde plötzlich gehemmt worden sein, und das will uns (ganz abgesehen von physikalischen Gründen) deshalb nicht recht einleuchten, weil dann in diesem Falle zur Erreichung eines relativ geringfügigen Zweckes ein unverhältnißmäßig großartiger Apparat in Anwendung gebracht worden wäre. Damit das Volk Israel sich an den Amoritern rächen könne, hört plötzlich die Rotation der Erde auf. Ein italienischer Gelehrter, Dr. Barzilai, hat in einer vor mehreren Jahren in Triest erschienenen Schrift: „Ein Irrthum von 30 Jahrhunderten“ nachzuweisen gesucht, daß die hebräischen Worte „Schemesch dom“ nicht bedeuten: „Sonne, steh' still,“ sondern: „Sonne verstumme“ oder „Höre auf zu scheinen“, weil „dom“ niemals in der Bedeutung „stille stehen“ gebraucht werde. Er meint, Josua habe seinen Landsleuten das Eintreten einer Sonnenfinsterniß vorher verkündigt, um sie vor unnützer Angst zu bewahren. Ohne uns dieser letzteren Meinung anschließen zu können, schlagen wir in Anknüpfung an die Barzilaische Erklärung der Worte „Schemesch dom“ folgende Uebersetzung der Verse 12—14 vor: V. 12 „Damals redete Jehoschuah zu dem Ewigen, am Tage, da der Ewige hingegeben den Emori vor den Kindern Israel, und sprach vor den Augen Israels, daß schweigen (d. h. aufhören zu scheinen, sich verhüllen) mögen die Sonne in Gibeon und der Mond im Thale Aijalon“ **). — V. 13 „Und es schwieg die Sonne und der Mond zog

*) Vgl. seinen Commentar zu dieser Stelle.

**) Gesenius sagt in seinem Wörterbuch: „Silentium a loquendo etiam ad agendum transfertur, inde „damam“ est = quievit, cessavit, desiit. Die Sonne soll aufhören zu wirken, und ihre Wirksamkeit besteht doch nicht in ihrer scheinbaren Bewegung am Himmel, sondern darin, daß sie uns leuchtet.

sich zurück (hinter Wolken), bis sich gerächt das Volk an seinen Feinden. Ist dies nicht geschrieben im Buche Jafchar? Und die Sonne zog sich zurück mitten am Himmel und eilte nicht her- vorzukommen beinahe einen ganzen Tag“*). — B. 14 „Und es war wie dieser Tag keiner vor ihm und nach ihm, daß der Ewige gehorchte der Stimme eines Menschen (so daß die Sonne auf sein Gebet von Wolken verhüllt wurde), denn der Ewige stritt für Israel.“

Nicht der Tag soll den Israeliten hier helfen, sondern die Nacht, die durch Gewitterwolken und Hagel (vgl. Josua 10, 11) herbeigeführt wird, indem dadurch Sonne und Mond verhüllt wurden und daher nicht scheinen konnten. Durch die Hagelsteine wurden die Feinde getödtet, so daß sie die Schlacht aufgeben mußten und, von Josua verfolgt, gänzlich in die Flucht geschlagen wurden**). Mögen Gezeiten von Fach entscheiden, ob die von uns mitgetheilte Auffassung von Josua 10, 12—14 zulässig ist oder nicht. Jedenfalls gilt von dieser Stelle das alte Wort: „Adhuc sub judice lis est,“ und Physiker und Astronomen sind keineswegs berechtigt, den Verfasser des Buches Josua eines groben Irrthums zu zeihen. Die Bibel ist kein Lehrbuch der Geologie oder Astronomie, sondern eine Urkunde der Religion. Man verlange von ihr daher keine besonderen Aufschlüsse über naturwissenschaftliche Fragen, schiebe ihr aber auch nicht Behauptungen unter, die sie gar nicht aufstellen will. Der Riß zwischen Glauben und Wissen wird oft künstlich erweitert. Häufig werden irrige Resultate der Naturwissenschaft gegen die Bibel oder eine unrichtige Auslegung der Bibel gegen die Naturwissenschaft in's Gefecht geführt. Aber Eines steht unwiderleglich fest: Zwischen Bibel und Natur findet kein Widerspruch statt. Was Gott durch seine Propheten und Apostel uns offenbart hat, kann den Gedanken Gottes, die in der Schöpfung ausgedrückt sind, nicht widersprechen. Denn es ist ein und derselbe Gott, der jene gesandt und diese in's Dasein gerufen. Beim Widerstreit zwischen Glauben und Wissen stehen im letzten Grunde Glaube und Glaube einander gegenüber. Wer verdient mehr Glauben? Die

*) Das hebräische Wort „amad“ kann auch „sich zurückziehen“ bedeuten, wie im Arabischen. Vgl. Maurer's Lexikon zu dieser Stelle.

**) Vgl. P. Frick, die Inspiration der Schriften des alten und neuen Testaments. Halle 1867.

alten ehrwürdigen Propheten und Apostel oder die ungläubigen Repräsentanten der modernen Speculation und Naturforschung, denen aus ihrem eigenen Lager im Namen einer ernstern vorurtheilsfreien Wissenschaft energisch widersprochen wird?

Doch nicht bloß die Resultate der modernen Naturforschung werden zum Kampfe gegen die Bibel verwandt. Auch auf andern Gebieten menschlichen Wissens und Forschens erstehen ihr immer neue kampfbereite Gegner. Feinde ringsum! Hat man doch neuerdings auch die vergleichende Sprachwissenschaft wie ein äzendes Scheidewasser in Anwendung gebracht, um den geschichtlichen Inhalt des alten Testaments in Mythen aufzulösen. Ein Dr. Julius Grill, früher — wie einst D. F. Strauß — Repetent am evangelisch-theologischen Seminar in Tübingen, später Diaconus in Calw, den offenbar die Lorbeeren eines David Strauß nicht ruhig schlafen ließen, hat es unternommen, das Werk Straußens weiter fortzuführen oder vielmehr ihm die rechte Grundlage zu geben*). Denn obgleich er die Straußsche Evangelienkritik wegen ihrer „feinen Beobachtung“ und „scharfsinnigen Beweisführung, wegen ihrer Fülle von überraschenden Resultaten“ loben muß, so erklärt er es doch für ein Ding der Unmöglichkeit, die eventuellen mythischen Bestandtheile des Lebens Jesu aus alttestamentlichen Schriftstellern und Zügen der Ueberlieferung zu erklären, ehe die mythische Seite des alten Testaments selbst eine wirkliche Erklärung gefunden hat. Diese will Herr Dr. Grill uns geben. Die Voraussetzung, daß die Religion Israels lediglich die göttliche Offenbarung zur Grundlage habe und auf eine Uroffenbarung zurückzuführen sei, die sich in dem engen Kanal eines einzelnen bevorzugten Geschlechts von Jahrhundert zu Jahrhundert fortgepflanzt hat, erscheint ihm unhaltbar. Statt dessen hat sich ihm ergeben, daß die alttestamentliche Religion aus dem Boden einer reinen Naturreligion, aus dem Polytheismus herausgewachsen ist, und daß den urgeschichtlichen Erzählungen des alten Testaments ganz klare Mythen zu Grunde liegen. Er habe sich — sagt er — lange gegen dieses Resultat gewehrt, denn es war ihm schmerzlich, so Vieles, was ihm lieb und theuer war, aufgeben zu sollen, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, er mußte

*) Vgl. die Erzbäter der Menschheit von Dr. Julius Grill. Leipzig 1875.

sich unter die Gewalt der Wahrheit beugen. Denn Dr. Grill hat die überaus wichtige Entdeckung gemacht, daß das hebräische Volk eigentlich nicht semitischen, sondern arischen Ursprunges ist. Es hat irgend einmal seine indogermanische Heimath verlassen, und seine sanskritische Muttersprache mit einem semitischen Idiom vertauscht, dem sogenannten Hebräischen, doch so, daß es seinen alten Glauben und Cultus festhielt, und zu diesem Zweck die Namen, in die seine mythischen Heiligthümer gefaßt waren, in die angenommene Sprache transformirte. An diese Transformation hat sich naturgemäß die allmähliche Transformation der Sanskritmythen selber angeschlossen. Mit Hilfe des Sanskrit und der altindischen Mythologie wird uns der Beweis für dieses Factum geliefert, und zugleich der eigentliche Sinn und Inhalt der Bibel aufgeschlossen, so daß wir mit Erstaunen wahrnehmen, wie sehr sie von uns Allen bisher mißverstanden worden ist. Wir erfahren, daß Aharon aus dem sanskritischen Atharvan transformirt worden ist und eigentlich „der mit Feuer Versehene“ bedeutet, eine Bezeichnung des Priesters, die für den arischen Cultus charakteristisch ist. Pinechas lautet im Sanskrit Pinacas und hat die Bedeutung: qui ferit turgida (das Schwellende). Bekanntlich durchstach Pinechas einen Israeliten und eine Midianitin, die von ihm in flagranti ertappt wurden, durch ihren Bauch. Jiphtach heißt im Altindischen Ibhadaç, d. h. „der sein Angehöriges opfert“, und die Bibel erzählt uns, daß Jiphtach seine Tochter geopfert habe. Jiphtach bedeutet die Sonne, und das Angehörige, das er opfert, ist die Morgenröthe. „Das Opfer der Jungfrau geschieht, wenn die Sonne mit ihrem Erscheinen den rothigen Schimmer der Morgenröthe verzehrt.“ Nichts Anderes bedeutet der biblische Mythos von Jiphtach's Tochter. Das hebräische Wort Noach ist aus Navaka transformirt und bedeutet „Schiffer“. Noah, der in der Arche auf den Wassern der Sündfluth herumfuhr, kann nicht besser benannt werden. Sodom und Gomorrah lautet im Sanskrit sadhuma und gambhara, d. h. „der rauchende Abgrund“, was wohl auf die Localität des tohten Meeres paßt, aber nicht zwei Städte bezeichnet, die wirklich existirt hätten. Nachdem der Herr Verfasser uns so einige Proben seiner Geschicklichkeit gegeben hat, führt er uns in medias res, indem er uns darüber aufklärt, was die Erzählungen von Adam und Eva, vom Paradiese und vom Sündenfall eigentlich

besagen wollen. Da eine Wiedergabe der überaus wortreichen Deduction des Verfassers uns zu weit führen würde, so theilen wir nur die Resultate mit, die in der That noch viel „überraschender“ sind, als die von Dr. Grill so gerühmten Straußischen.

Adam und Eva bedeuten Sonne und Mond. Die Rippe Adams, aus welcher Eva gebaut wurde, bedeutet die Mondfichel. Diese Rippe bildet den Schlüssel zum Verständniß der ganzen Erzählung von der Erschaffung des Weibes. Die Mondfichel nach dem Neumond erscheint bekanntlich unmittelbar nach Sonnenuntergang. Der tiefe Schlaf, in den Adam verfällt, ehe das Weib erschaffen wird, bedeutet den Untergang der Sonne. Der hebräischen Phantasie kam es so vor, als wäre der Sonne in ihrem bewußtlosen Zustande ein Stück aus dem Leibe geschnitten worden, welches als Mondfichel am Himmel erscheint. Aber der Sonnenball erleidet in Folge dieses Vorganges keine Veränderung, d. h. „Gott verschließt die Stelle mit Fleisch“. Da Adam und Eva personifizierte Himmelskörper sind, so ist auch das Paradies, welches sie bewohnen, nicht auf Erden, sondern am Himmel zu suchen, und zwar im Osten desselben, und gehört nicht der Wirklichkeit an. Der Baum des Lebens bedeutet den Lichthimmel, denn die Milchstraße mit ihren Aesten konnte leicht auf die Vergleichung des Lichthimmels mit einem Baume führen, als dessen Früchte die Sterne erscheinen. Der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen bedeutet den Luft- oder Wolkenhimmel, die Region der Veränderlichkeit, des Kampfes, der Entscheidung.

Aus dem Vorhergehenden ist klar, daß in der Geschichte des Sündenfalls ein atmosphärischer Vorgang beschrieben ist, der einerseits von Sonne und Mond gewirkt wird, andererseits auf die Erscheinung dieser beiden Gestirne von Einfluß ist. Das führt uns auf das sog. Wasserziehen, was die Verdunkelung der beiden Gestirne zur Folge hat, und besonders die Einleitung zu einem Gewitter bildet. Das Wasserziehen ist treffend als ein Essen von der Frucht des Baumes vorgestellt; die Frucht ist der edle Götterjaft, welchen der himmlische Wolken- oder Wetterbaum enthält, nämlich der Regen. Als etwas Verbotenes erscheint dieser Genuß wegen der unheilvollen Folgen desselben für Sonne und Mond: Sie werden durch Wolken getrübt. Adam und Eva bedecken sich nach dem Sündenfall mit Blättern, d. h. Sonne und Mond treten in Folge des Wasserziehens hinter

den Wolfenschleier zurück. Was aber den Tod anbetrifft, den Gott für den Fall der Uebertretung angedroht hat, so kann damit kein anderer Vorgang gemeint sein, als der einer völligen Verfinsterung der Sonne und des Mondes durch die dichte Wolkenwand, wie sie besonders mit dem Gewitter verbunden ist. Unter der Stimme Gottes nach dem Sündenfall ist der Donner zu verstehen. Der sündhafte Genuß, die darauf folgende Deffnung der Augen und die schließliche Strafrede Gottes bedeuten der Reihe nach: die Anziehung der verdunkelnden Gewitterwolken, das plötzliche Aufleuchten der Blitze und den darauf folgenden Donner. Wenn Gott nach dem Sündenfall zu Eva sagt: „Dein Verlangen soll auf deinen Mann gerichtet sein, und er soll dein Herr sein,“ so stellt sich das in der stets wiederkehrenden Bewegung des Mondes zur Sonne hin und in der Uebermacht des Sonnenglanzes über den Mondschein dar. Unter dem Pflügen Adams ist das Durchfurchen der Wolken mittelst des Bliges gemeint, und der Schweiß seines Angesichts ist eine Darstellung des vom Himmel triefenden Regens. Die Strahlen der Sonne werden in alten Mythen oft als Haare betrachtet. So sind auch die Felle, in welche Adam und Eva nach dem Sündenfall gekleidet werden, nachdem sie die Blätterschürzen getragen haben, im Mythos nichts Anderes, als das Wiedererglänzen, das auf die Verdunkelung folgt. Die Cherubim, die Gott der Herr vor dem Paradiese lagert, daß sie dem Menschen den Zugang zum Lebensbaume wehren, sind die zwischen die Erscheinung des Sonnenballs und das glänzende nächtliche Firmament (die Milchstraße mit ihren Nesten) tretenden, der Sonne selbst voraneilenden Strahlen. Sobald die letzteren am dämmernden Horizont heraufziehen, wird der Wunderbaum der himmlischen Lichter (welchen der Baum des Lebens im Paradiese darstellt) entrückt oder verhüllt. Die Sonne entsteigt der Tiefe, aber sie sieht ihn nicht und vermag ihn nimmermehr zu erreichen. Doch wir wollen den Leser nicht ermüden.

Das ist der solide Unterbau, welcher in Zukunft einer Evangelienkritik à la Strauß zur festen Basis dienen soll, das sind die Resultate, deren Gruirung so viel Scharfsinn und Gelehrsamkeit erfordert hat. *Parturiunt montes et nascitur ridiculus mus.* Zunächst sei darauf hingewiesen, daß der Gedanke einer physischen Auslegung der Mythologie kein neuer ist. Metrodoros, ein Zeitgenosse des

Anaxagoras († 428), löste die Personen des Zeus, der Here und Athene, wie auch die des Agamemnon, Achill und Hector in gewisse Verbindungen der Elemente und in physische Kräfte auf und behandelte die ihnen zugeschriebenen Abenteuer wie Naturereignisse, die unter der Hülle der Allegorie dargestellt seien. Ganz so macht es auch Dr. Grill mit den ersten Capiteln der Genesis, weil er sie in mythologischer Hinsicht mit der Iliade auf eine Stufe stellt. Seiner Methode, welche darin besteht, mit Hilfe des Sanskrit und der Mythologie der indogermanischen Volksstämme die Spuren altarischer Namen und Mythen im alten Testament aufzusuchen und nachzuweisen, stehen wichtige sachliche Bedenken entgegen. Das Griechische ist dem Sanskrit nahe verwandt, was mit dem Hebräischen, einem semitischen Idiom, keineswegs der Fall ist. Und wenn es noch immer nicht gelungen ist, die Mythologie der alten Griechen mit Hilfe der altindischen Götterlehre genügend zu erklären, so dürfte letzteres in Bezug auf den Inhalt der ersten Capitel der Genesis zur Zeit noch weniger möglich sein. Max Müller, der auf diesem Gebiet unstreitig eine Autorität ist, äußert sich über diesen Gegenstand folgendermaßen*): „Man gehe von dem modernen System der Hindu-Mythologie aus auf dessen älteste Form zurück, und man kann dann vernünftiger Weise einige Hoffnung schöpfen, eine Familienähnlichkeit zwischen den heiligen Namen, welche die Arier Indiens und die Arier Griechenlands verehrten, zu entdecken. Das ist heutzutage nur theilweise möglich. Obgleich jetzt das Sanskritische drei Menschenalter hindurch studirt worden ist, so ist doch das älteste Werk der Sanskritliteratur, der Rig-Veda, noch immer ein Buch mit sieben Siegeln. Nun ist aber die Sanskritliteratur ohne den Veda gerade so bestellt, wie die griechische Literatur ohne Homer, wie hebräische Literatur ohne Bibel, wie mahomedanische Literatur ohne den Koran, und Sie werden daher leicht einsehen, wie voreilig es ist, irgend einen Vergleich zwischen den Göttern Indiens und denen irgend eines anderen Landes anstellen zu wollen, ehe wir noch die älteste Form der Hindu-Religion und -Mythologie kennen. Wenn auch der Text und Commentar des Rig-Veda veröffentlicht ist**), so bleibt immer noch die

*) Vgl. M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, II. Serie, S. 442 f. (2. Aufl.)

**) Im Jahre 1870 waren von den 10 Büchern des Rig-Veda zwei noch nicht veröffentlicht.

schwierige Arbeit, diese alten Hymnen zu übersetzen oder vielmehr zu entziffern, übrig". Das gilt von der Mythologie arischer Völker. Wie viel mehr also muß Dr. Grill's Versuch ein voreiliger genannt werden, da er es mit einer semitischen Religionsurkunde zu thun hat. Sein Unternehmen ist eine noch unreife Frucht am Baume der Wissenschaft. Wohl sagt uns Dr. Grill*), daß er „das Gewicht des angeblichen Anklingens von Namen überaus gering anschlägt, wie denn in der That mit derartigem Anklingen alles Mögliche bewiesen, d. h. gerathen werden kann;" doch will uns bedünken, daß er selbst mehr als einmal gegen diese Regel gefehlt hat. Allerdings kommen im alten Testament einzelne Worte vor, die nur aus dem Sanskritischen abgeleitet werden können, z. B. 1 Kön. 10, 22 „schenhabim“ (Elfenbein); sehen ist ein hebräisches Wort, aber habim kommt aus dem Sanskritischen *ibha* = Elefant. *Koph* stammt aus dem Sanskritischen und Malabarischen *kapi* = Affe, eigentlich der Hurtige. *Tukkiim* heißt im Tamulischen *tokei*, im Malabarischen *togei*, im Sanskrit *sikki* = Pfauenschweif oder Pfau. Diese Worte sind in den semitischen Sprachen ohne Etymologie. Aber warum leitet Grill Namen, die im Hebräischen einen guten klaren Sinn geben, aus dem Sanskritischen ab, z. B. *Aharon* (= Montanus), *Pinechas* (= os aeneum), *Jiphtach*, (= liberat scil. Deus), *Noach* (= quies), *Deborah* (= apis) u. A.? Er meint, daß wohl ein semitischer Philologe sich bei dieser Auskunft beruhigen mag, daß aber dem Kenner des indogermanischen Alterthums fast unwillkürlich eine andere Erklärung sich aufdrängt**). Doch macht es ganz den Eindruck, als habe er solche Erklärungen aus dem Sanskrit geflissentlich gesucht und gewaltsam herbeigezogen. Max Müller hat nachgewiesen, daß auf dem Boden der semitischen Sprachen eine Mythologie überhaupt nicht recht habe entstehen und gedeihen können, weil in den semitischen Sprachen die prädikativen Wurzeln, die als Eigennamen für irgend ein Subject dienen sollten, ihre appellative Kraft immer beibehalten, während umgekehrt in den arischen Sprachen die meisten Substantive fast gleich aufhörten, appellativ zu sein, und sich in Eigennamen verwandelten***). Diese überaus feine und scharfsinnige Bemerkung M. Müller's hat Dr. Grill

*) S. 263. **) S. 22. ***) *Essays*, Leipzig 1869. I, 309 f. 314.

nicht widerlegt. Wir legen sein Buch beruhigt aus der Hand. Von Seiten einer solchen Kritik droht der Kirche und ihrem Glauben keine Gefahr.

Wie unermesslich tief und reich erscheint der Inhalt der heil. Schrift solchen Experimenten gegenüber! „So viel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Gedanken höher, denn eure Gedanken,“ spricht der Herr. Als die heidnischen Friesen Bonifacius, den Apostel der Deutschen, erschlugen, durchstachen sie auch seine Bibel, aber das göttliche Wort blieb unverletzt. Auch die Nadeln und Spieße der negativen Kritik werden ihm nichts anhaben können. Herr Dr. Grill hat mit seinem Buche einen neuen Beweis dafür geliefert, daß Lic. R. F. Grau eine tiefe Wahrheit ausgesprochen, als er folgende Behauptung aufstellte: „daß eine Offenbarung überhaupt stattgefunden habe und nun gar an dies verachtete, geistig so tieffstehende Volk der Juden, das hält dem von Heiden Herkommenden so schwer auszu-erkennen. Dies aber hat seinen Grund darin, daß der Indogermane von vornherein mit seinem Denken und Sinnen in die Welt des Diesseits gebannt ist. Er ist ohne Gott, gottlos in der Welt, sucht in ihr und an ihr alle Bedürfnisse seines Wesens zu befriedigen, sucht aus ihr alle Räthsel ihres und seines Wesens zu lösen“*). Eine Sisyphusarbeit — fügen wir hinzu — welche niemals zum Ziele führen wird.

Die schiefe Stellung, welche die Verächter der Bibel ihr gegenüber einnehmen, hat sich an ihnen durch eine verkehrte Welt- und Geschichtsanschauung gerächt. Zwei Irrthümer sind es besonders, denen sie hulbigen: Sie halten den Zustand der Barbarei für den ursprünglichen der Menschheit und behaupten, letztere habe allein durch eine ihr innewohnende spontane Kraft die hohe Culturstufe erklimmen, auf der sie sich gegenwärtig befindet. Aber ein unbefangener Blick auf die geschichtliche Entwicklung der Menschheit lehrt uns das Gegentheil. Hervorragende Denker und Forscher, wie Schelling, Humboldt u. A., sind der Ansicht, daß die jetzt noch vorhandenen wilden Völker keineswegs Reste der Menschheit sind, die im barbarischen Urzustande stecken geblieben, sondern daß umgekehrt alle Barbarei aus einer untergegangenen Cultur herstamme, indem in Folge des Herabsinkens von

*) Vgl. „Semiten und Indogermanen.“ Stuttgart 1864.

geistiger Höhe und dadurch eingetretener geistiger Impotenz theilweise auch der leibliche Organismus wilder Stämme verkümmert sei. Die im Zustande der Wildheit lebenden Völker sind, der Segnungen einer früheren Cultur beraubt, in ihren gegenwärtigen Zustand herabgesunken. Z. B. in Peru, Mexiko und dem Mississippigebiet hat man die Ueberreste einer uralten höheren Cultur gefunden, von deren Vorhandensein und Bedeutung die jetzt dort umherschweifenden Indianerhorden keine Ahnung mehr haben. So ist auch die ursprüngliche Form der Gottesverehrung bei den ältesten Völkern der Monothismus gewesen, der allmählich bei zunehmendem Verfall durch Vielgötterei, Bilderdienst und Fetischismus verdrängt wurde. Ebenso irrig ist die andere Einbildung unserer Gegner von einer der menschlichen Natur immanenten Tendenz zum Fortschritt, zur Entwicklung. Wo ist ein Volk, das bloß aus eigenem Antriebe und aus eigener Kraft zu der gegenwärtig von ihm behaupteten Culturstufe sich emporgeschwungen hat? Immer nur in Folge ihrer Berührung mit andern Nationen, oft sogar durch gewaltige geschichtliche Ereignisse dazu gebrängt, haben die Völker die Bahnen des Fortschritts und der Cultur betreten. Die Germanen empfangen die Cultur von Rom, die Römer von den Griechen, und diese endlich aus Egypten und dem Orient. Unsere germanischen Vorfahren überkamen die Civilisation von den Römern hauptsächlich im Gewande des Christenthums. Sogar das Wort „Civilisation“ ist mönchischen Ursprungs. Denen, welche uns die Sache brachten, verdanken wir auch die Bezeichnung dafür. Der Fortschritt inhärrt der Menschheit an und für sich ebenfowenig, wie das Rollen dem Wagen. Es bedarf eines Anstoßes von Außen dazu. Und wo ist dieser Anstoß zu suchen? Fast alle alten Völker führen ihre Cultur auf die Religion zurück. Herder findet es „unerklärlich, daß der Mensch sich selbst auf den Weg der Cultur gebracht und ohne höhere Anleitung sich Sprache und die erste Wissenschaft erfunden haben solle.“ Er sagt: „Eine göttliche Haushaltung hat gewiß über dem menschlichen Geschlecht von seiner Entstehung an gewaltet und hat es auf die ihm leichteste Weise zu seiner Bahn geführt“*). Es ist unleugbar, daß nur Religion es gewesen sei, die den Völkern allenthalben die erste Cultur und Wissenschaft

*) Vgl. Ideen zur Philos. d. Gesch. d. Menschheit, Leipzig 1841. I. B., S. 165.

brachte, ja daß diese ursprünglich nichts als eine Art religiöser Tradition waren*). In der Phantasie derer, welche die Bibel für ein Fabelbuch zu halten geneigt sind, erscheint alles bisher Angeführte wie bei einer Fata morgana völlig auf den Kopf gestellt. Nach ihrer Meinung ist der Urzustand der Menschheit weit davon entfernt, ein paradiesischer zu sein, vielmehr ein Zustand halbtierischer Wildheit und Rohheit gewesen, der Mensch selbst eigentlich nur ein potenzirter Affe. Erst ganz allmählich und im Verlaufe von Perioden, die man besser nach Jahrtausenden, als nach Jahrhunderten berechnet, ist der Mensch durch den Kampf um's Dasein endlich das geworden, was er gegenwärtig ist, der Gipfelpunkt, die Blüthe der Schöpfung, nämlich der liberale Philister des 19. Jahrhunderts, der die Eisenbahn und den Telegraphen benützt, sich über nichts mehr wundert, und vor Allem an gar nichts glaubt, als nur an diese absurde Theorie. Und worin liegt der Sieg dieser bizarren, durch nichts zu erweisenden fixen Idee? Er liegt darin, daß die Leute bei dieser Vorstellung nicht mehr eines Gottes bedürfen, dem sie die Ehre zu geben hätten. Diese Ehre geben sie sich selbst. Denn es schmeichelt ihrer Eitelkeit, daß sie es allein durch eigene Kraft, durch ihr Genie so weit gebracht haben sollen. Die Bibel lehrt uns, daß der Mensch, tief gefallen durch eigene Schuld, sich nur unter dem Beistande Gottes wieder erheben kann. Hier aber sehen wir das Gegentheil: Von der Gottheit ursprünglich in unverantwortlicher Weise vernachlässigt, ist der Mensch durch eigene Kraft und durch sein eigenes Verdienst doch etwas Rechtes geworden. Der hochmüthige König von Assur rühmte sich: „Ich habe es durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit, denn ich bin klug.“ Darauf erwiderte der Prophet Jesaja (10, 15): „Mag sich auch eine Art rühmen wider den, der damit haut, oder eine Säge trogen wider den, der sie zieht? Als ob der Stoß die schwänge, die ihn heben, als ob der Stecken den aufhöbe, der kein Holz ist.“ Was heutzutage Viele als Weisheit bewundern, stellt die Bibel einfach als Thorheit hin. Uns liegt ein Werk vor, das obige Anschauungen, die bei einem großen Theile unserer sogenannten Gebildeten heutzutage die herrschenden sind, im Gewande der Poesie uns vorführt. Es sind „die Mächte des Orients“

*) Dasselbst S. 321.

von A. Fr. von Schack. Wir würden dieser Dichtung gar nicht erwähnen, wenn sie nicht ein treffender Ausdruck dessen wäre, woran gegenwärtig Viele wie an ein Evangelium glauben. Der Inhalt des Gedichtes ist, so weit er für uns in Betracht kommt, folgender: Der europamüde Dichter geht nach Asien und trifft dort mit einem orientalischen Zauberer zusammen. Dieser ist im Besitz eines wunderbaren Arcanums.

„Wer einen Tropfen kostet von dem Saft,
 Aufthun vor dem sich wie durch Zauberkraft
 Die Pforten der Vergangenheit,
 Und wählen darf er nur die Zeit,
 Die er als Gegenwart erblicken will;
 So wird ihm Augenblicks vergönnt,
 In ihr zu leben.“

Der Dichter schläft nach dem Genuß dieses Mittels sofort ein, wird im Traum in die Wunder der Urwelt versetzt und lernt den Urzustand der Menschheit kennen:

„Und sieh! vor mir in der Höhle,
 Bei eines Holzspans flackerndem Licht
 Am Boden gekauert, hielt ein Schwarm
 Von Kannibalen sein scheußliches Fest.
 Bluttriefende Beile lagen umher
 Und zuckende Leiber — wüßtes Geschrei
 Der Mordgesellen erscholl an mein Ohr —
 Noch Worte nicht, wie später sie erst
 Dem Menschen sich zur Sprache geformt,
 Es waren verworrene Laute —
 Dem Jubel der Mörder vermengte sich
 Der Sterbenden klägliches Achzen.“

Nachdem er wieder erwacht ist, ruft ihm der Zauberer höhnisch zu:

Wie Schade, daß man wieder dich vertrieben
 Aus jenem ersten Menschenparadies!
 Gewiß, gern wärst du ewig fortgeblieben,
 Da Sehnsucht dich zuvor nicht rasten ließ.
 Nicht wahr? Ganz wie die Dichter sie beschrieben,
 Wie Moses in der Genesis sie pries,
 So fandest du aus Unschuld, Frieden, Stille
 Gewebt der Urzeit selbige Idylle?“

Obgleich der Mensch anfänglich ein großer Taugenichts ist, so ist doch Hopfen und Malz noch nicht an ihm verloren, sondern eine große Zukunft steht ihm bevor:

„Aus Lavafeldern, lang erstarrt,
Den Bergeschichten und den Bodenspalten,
Stieg eine nie geahnte Urwelt wieder
An's Tageslicht: und Riesenglieder
Erfolpner Thiergeschlechter, Schreckgestalten,
Die eines grausen Traums Geburten schienen,
Sah man gebettet in Ruinen
Von hingsunkenen Aeonen,
Und fand in einer Schicht mit ihnen
Den Menschen, den die Religionen
Gestempelt zu des Gestern Sohn.
Tief in der alten Urnacht schon
Hat er gelebt, in Höhlenschlucht verborgen,
Und lang vor der Geschichte grau'ndem Morgen
In wildem Kampf gestritten und gerungen,
Bis er sich auf der Schöpfung Thron geschwungen.“

So krönt die Menschheit sich selbst dafür:

„Daß sie der niedern Thiergestaltung
Mit Mühe sich entrang.“

Dann heißt es weiter:

„So von dem alten Räthsel fiel
Der Schleier, den Jahrtausende gewoben;
Er (der Mensch) kommt von unten, aber ringt nach oben
Zu höher'm, immer höher'm Ziel,
Und herrlicher, als hätten in die Wiege
Sie güt'ge Götter ihm gelegt,
Wird ihn die Palme schmücken, wenn zum Siege
Zulezt die eigene Kraft ihn trägt.“

Dieser Sieg besteht darin, daß der Mensch die Kräfte der Natur sich unterjocht, daß „die Wesenheit der Dinge sich seinem Geist klar enthüllt“, und daß der allmächtig und allwissend, d. h. zu einem Gott gewordene Mensch schließlich „die Sterblichkeit“ überwindet und auf der zum Himmel verklärten Erde ein seliges Reich der Liebe und des Friedens begründet, Alles durch eigene Kraft. Man merke wohl: Gott darf nicht Mensch werden*), Gott darf keine Wunder thun, das ist „Pfaffentrug“, aber wohl findet das Gegentheil statt: der Mensch thut Wunder und wird aus einem Thiere zu einem Gott. Aus dem eben Gesagten ergiebt sich ganz unzweideutig, daß nicht die Unbegreiflichkeit der biblischen Wunder es ist, woran der Unglaube Anstoß nimmt, denn er ist bereit, noch viel Unbegreiflicheres anzu-

*) Auf S. 246 leugnet Fr. v. Schack ausdrücklich die Gottheit Christi.

erkennen, wenn nur er selbst und nicht Gott den Ruhm davon hat. Es ist ein wahnsinniger Hochmuth, der uns in dieser Weltanschauung entgegentritt, welche unverkennbar ein antichristliches Gepräge hat. Solche Kundgebungen sind Vorboten dessen, „der sich überhebt über Alles, was Gott heißt, oder Gegenstand der (göttlichen) Verehrung ist, also daß er sich setzet in den Tempel Gottes als ein Gott, indem er vorgiebt, er sei Gott“ (2 Thess. 2, 4).

Es kann nur zur Klärung der Situation beitragen, wenn der Unglaube immer mehr seine wahre Physiognomie uns zeigt. — Die verkehrten Ansichten, welche Männer der Wissenschaft, wie Strauß und Grill, und Dichter, wie Fr. v. Schack, vertreten, beruhen im letzten Grunde auf ihrer pantheistischen Weltanschauung, von der Dr. Hermann Ulrici in seinem wahrhaft epochemachenden Werk „Gott und die Natur“ den unwiderleglichen Beweis geliefert hat, daß sie „naturwissenschaftlich unmöglich ist und nur noch von der Gedankenlosigkeit festgehalten werden kann“*). Muß die Entstehung der Welt auf die schöpferische Thätigkeit eines geistigen, selbstbewußten, nach Zwecken (Ideen) waltenden absoluten Urwesens zurückgeführt werden, so ist eben damit auch die Möglichkeit eines directen Eingreifens der Gottheit, d. h. eines göttlichen Wunders und einer Offenbarung, gegeben. Wie sehr auch ein Strauß, ein Grill u. A. sich dagegen sträuben mögen, Werke wie Dr. Ulrici's, „Gott und die Natur“, liefern uns die Waffen, womit die Principien, welche ihrer Bibelkritik zu Grunde liegen, wahrhaft tödtlich getroffen werden.

*) Vgl. „Gott und die Natur“ von Dr. H. Ulrici. Leipzig 1862. S. 400.

